

[14]

Im Verdacht.

Roman von G. Braddon.

Deutsch von F. A. Haug.

„Ich kann mir keine Frau vorstellen, welche zu einem solchen Halsband Nein sagt,“ bemerkte Desrolles.

„Was ist es werth? Vor fünfzehn Jahren hätte mich eine Schnur Glasperlen auf dem Marktplatz von Auray, meine Heimath, mehr erfreut und mir mehr Vergnügen gewährt, als diese Diamanten mir jetzt bereiten.“

„Wenn Sie anfangen zu moralisiren, so kann ich nicht mit-halten. Nach meiner Berechnung müßten diese Diamanten dreitausend Pfund werth sein.“

„Jetzt heißt es, nehmen oder lassen!“ sagte La Chicot mit einem gleichmüthigen Achselzucken.

„Wo werden Sie sie aufbewahren?“ fragte Desrolles.

„Wenn Ihr Mann sie zu sehen bekäme, so würde es Scandal geben.“

„Natürlich!“ erwiderte La Chicot. „Sehen Sie hier!“ Sie schlug den losen Kragen eines Kaschmirmorgenkleides zurück und legte das Halsband um ihren Hals. Dann zog sie den Kragen wieder zusammen, und die Diamanten waren verborgen.

„Ich werde das Halsband Tag und Nacht tragen, bis ich mich entschieden habe, ob ich es behalten will, oder nicht. Wo ich bin, werden auch die Diamanten sein. Niemand wird sie mir rauben, so lange ich lebe! Was haben Sie?“ fragte sie erschreckt, als Desrolles's Gesicht sich verzerrte.

„Nichts. Es ist nur ein Krampf.“

„Ich glaube, Sie würden einen Anfall bekommen.“

„Ja, ich hatte ein schlimmes Gefühl diesen Augenblick! Mein altes Leiden!“

„Ja, das dachte ich mir. Trinken Sie ein Gläschen Brantwein!“

Obgleich La Chicot von Morels Anerbieten mit Desrolles leichtsin sprach, hatte es doch Eindruck auf sie gemacht. Als sie vom Theater gekommen war, hatte sie sich mit dem Spiegel in der Hand betrachtet, mit diesen Juwelen um den Hals. Dann dachte sie daran, welch' neues und entzückendes Leben Morels Reichthum ihr verschaffen würde, ein Leben voll Jubel und Seritreuung, schönen Kleidern, reichen Dinern und vollkommenem Müßiggang. Sie sah sich um in dem schäbigen Zimmer mit den mißfarbigen, schmutzigen Tapeten, wie kläglich war das alles!

Dann nahmen ihre Gedanken eine andere Wendung.

„Wenn ich ihn verlasse, wird er sich scheiden lassen und die andere heirathen,“ sagte sie zu sich selbst. „Wer kann sie nur sein? Wo hat er sie gesehen? Nicht im Theater, ich habe ihn zu scharf beobachtet, um mich darin zu täuschen.“

Dann füllte sie ein halbes Glas mit Brantwein, verdünnte es mit Wasser, um vor sich selbst den Schein zu wahren, und leerte es, worauf sie in einen träumerischen, halb bewußtlosen Zustand beginnender Trunkenheit verfiel, in welchem das Leben eine hellere Färbung annimmt. Darauf warf sie den Spiegel beiseite und legte sich halb angekleidet auf das Bett.

Sack Chicot kam gewöhnlich lange nach Mitternacht nach Hause. Er schlief auf einem Sopha in dem kleinen Hinterzimmer, wo er arbeitete, und somit war kaum zu befürchten, daß er die Juwelen sehen könnte.

La Chicot betrachtete die Diamanten und überließ sich während mehrerer Nächte derselben Gedankenreihe. Endlich kam die letzte Nacht der Woche und morgen sollte sie Morel Antwort geben.

Er erwartete sie an der Hintertüre des Theaters, als sie heraus kam. Desrolles, ihr gewöhnlicher Begleiter, war nicht zugegen.

„Zaire, ich dachte jede Stunde an Sie, seit wir uns zuletzt gesprochen haben,“ begann Morel, entzückt, sie allein zu finden. „Es ist ebenso schwer, Sie zu sehen, wie eine Prinzessin von königlichem Blut.“

„Warum sollte ich mich für geringer halten, als eine Prinzessin?“ fragte sie übermüthig, „ich bin eine anständige Frau.“

„Sie sind schöner als alle Prinzessinnen von Europa,“ sagte er, „aber Sie sollten Mitleid haben mit einem Anbeter, welcher so lange und so geduldig gewartet hat! Wann werde ich Ihre Antwort erhalten? Wird es „ja“ sein? Sie können nicht so grausam sein, nein zu sagen! Mein Anwalt hat das Dokument schon bereit, ich warte nur auf Ihre Antwort, um es zu unterschreiben.“

„Sie sind sehr gütig,“ sagte La Chicot malitiös, „oder sehr hartnäckig. Wenn ich mit Ihnen davon laufe, und mein Mann läßt sich von mir scheiden, so werden Sie mich heirathen?“

„Haben Sie Vertrauen zu mir, und ich werde Ihnen nichts verweigern.“ Zum erstenmal begleitete er sie bis zur Thüre ihrer Wohnung und sprach mit aller Verehrsamkeit, über die er verfügte, und das war nicht viel. Er hatte immer gefunden, daß das Geld die Macht hatte, alles zu erlangen, was er begehrte, und hatte somit selten nöthig gefunden, Worte zu verschwenden.

„Senden Sie mir morgen um zwölf Uhr einen zuverlässigen Boten, und wenn ich Ihnen Ihre Diamanten nicht zurücksende —“

„So weiß ich, daß Ihre Antwort Ja ist. In diesem Fall werden Sie meinen Wagen nach sechs Uhr morgen Abend an der Ecke Ihrer Straße finden, und ich werde im Wagen sein. Wir fahren sogleich zum Centralbahnhof und besteigen den Eilzug nach Paris. Niemand wird Sie in der Dunkelheit erkennen. Um welche Stunde gehen Sie gewöhnlich ins Theater?“

„Um halb acht Uhr.“

„Dann wird man Sie erst vermissen, wenn Sie schon weit entfernt sind. Es wird keinen Lärm, keinen Scandal geben.“

„Es wird einen ungeheuren Scandal im Theater geben!“ sagte La Chicot. „Wer wird meine Rolle in der Vurlesste übernehmen?“

„Wer will! Was kümmert das Sie? Sie werden mit der Vurlesste und mit der Bühne für immer fertig sein!“

„Das ist wahr!“ sagte La Chicot. Dann dachte sie an das Studententheater in Paris, und wie dort ihr Glanz verblüht war. Dasselbe konnte auch hier in London geschehen, vielleicht nach ein, zwei Jahren. Man wird ihrer müde werden. Schon jetzt hatte man unangenehme Bemerkungen gemacht über die leeren Champagnerflaschen, welche aus ihrem Ankleidezimmer kamen. Nach und nach würde man wohl unverschämt genug werden, sie eine Trinkerin zu nennen! Nein, sie konnte froh sein, damit nichts mehr zu schaffen zu haben.

Und doch, so leichtsinnig sie war, schreckte ihr besseres Gefühl zurück vor dem Abgrund des Lasters, als ob ihr guter Engel sie vom Rande des Verderbens zurückzöge. Einst hatte sie ihren Mann geliebt, nein, sie liebte ihn noch immer auf ihre Weise, und konnte nicht mit Gleichgiltigkeit daran denken, ihn zu verlassen. In ihrem von Champagner und Brantwein benebelten Gehirn drängten sich die Gedanken in wirrer Folge. Zuletzt aber erschien ihr der Gedanke, sich zu verkaufen, immer wieder abschreckend und widerlich. Sie schwankte von einer Seite zur anderen, sie hatte keine Neigung zum Laster, den Lohn der Sünde aber würde sie gern geerntet haben.

„Gute Nacht!“ sagte sie plötzlich zu ihrem Verehrer. „Man darf nicht sehen, daß ich mit Ihnen spreche.“

„Wie ich höre, kommt Ihr Mann gewöhnlich um Mitternacht nach Hause,“ sagte Morel.

„Was geht es Sie an, wenn es ihm so gefällt?“ fragte La Chicot zornig.

„Alles, was Sie betrifft, geht mich an. Wenn ich, der den Boden, auf dem Sie gehen, verehrt, höre, daß Sie von Ihrem Manne vernachlässigt werden, glauben Sie, daß mich das nicht noch mehr antreibt, Sie zu gewinnen?“



„Senden Sie morgen nach Antwort!“ sagte La Chicot. Dann schloß sie die Thüre ihm vor der Nase.

„Ich hasse ihn!“ murmelte sie, als sie allein im Hausgang stand, und stampfte mit ihrem Fuß, als ob sie ein giftiges Insekt zertrreten wollte.

Sie ging nach oben und setzte sich wieder halb entkleidet auf den Fußboden, um das Diamant Halsband mit kindischem Vergnügen zu betrachten.

„Ich werde sie ihm morgen zurücksenden,“ sagte sie zu sich selbst. „Die Diamanten sind wundervoll, und ich bin meines hiesigen Lebens müde. Ich weiß auch, daß Jack mich haßt, — aber dieser da ist zu abscheulich — und — ich bin eine anständige Frau.“

Sie warf sich auf die Knie vor ihrem Bett, in der Haltung einer Betenden. Aber sie betete nicht, sie hatte es längst gelernt. Leidenschaftlich schluchzend beweinte sie den Verlust der Liebe ihres Mannes, mit dem unbestimmten Gefühl, daß sie sie durch ihre eigene Erniedrigung verloren habe.

„Ich war ein gutes Weib für ihn,“ murmelte sie mit gebrochener Stimme, „besser, als ich jemals war!“ — Dann verschwammen ihre Worte in trampschaftes Schluchzen, bis sie in Schlaf sank.

16. Mord.

Mord! Ein entsetzliches Wort, selbst wenn es sich auf längst Vergangenes bezieht! Aber wie furchtbar klingt das Wort, wenn es in der Stille der Nacht, im Dunkel eines schlafenden Hauses gerufen wird und das Blut des halb erwachenden Schlafers erstarrt macht.

Dieser Ruf, welcher voll Grausen wiederholt wurde, schreckte die Bewohner des Mietshausens in der Eibberstraße um drei Uhr jenes Wintermorgens auf. Frau Rowber hörte ihn in ihrem Schlafzimmer parterre, auch Frau Ewitt, die Zimmervermieterin, welche in der leeren Küche schlief, vernahm den schrecklichen Laut. Desrolles endlich, welcher gerade in dieser Nacht fester als die beiden andern zu schlafen schien, kam eilig aus seinem Zimmer, um zu fragen, was der schreckliche Ruf bedeute.

Sie trafen alle im ersten Stock an der Treppe zusammen. Jack Chicot stand an der Schwelle seines Schlafzimmers mit einer Kerze in der Hand, in deren schwachem Scheine sein bleiches Gesicht geisterhaft erschien.

„Was giebt es?“ fragte Desrolles die beiden Frauen.

„Meine Frau ist ermordet worden! Mein Gott, es ist zu entsetzlich! Sehen Sie! — Sehen Sie hier! —“

Mit zitternder Hand deutete Chicot auf eine Blutspur, welche über den grauen Teppich bis zur Schwelle lief. Schauernd blickten die anderen ins Zimmer hinein. Als er die Kerze mit abgewandtem Gesicht über das Bett erhob, zeigten sich unförmliche Flecken auf der Bettdecke, eine starre Gestalt lag auf einem Haufen von Bettstücken mit losen, schwarzen Haaren, ein Anblick, welcher alle erstarrten machte.

„Ermordet! Und in meinem Hause!“ kreischte Frau Ewitt.

„Ich werde nie wieder meine Zimmer vermieten können! Ich bin ruiniert! Haltet ihn! Haltet ihn fest!“ schrie sie mit plötzlicher Wuth. „Ihr Mann muß es gethan haben! Sie haben oft mit ihr gezankt! Das wissen wir alle!“

Dieser plötzliche Angriff versetzte Jack Chicot in Verwirrung. Er wandte sich mit geisterbleichem Gesicht der Frau zu.

„Ich sie ermordet?“ rief er. „Ich habe nie in meinem

Leben die Hand gegen sie aufgehoben, obgleich sie mich oft genug in Versuchung gebracht hat! Ich kam erst vor drei Minuten ins Haus und würde auch jetzt nichts davon wissen, — denn, wenn ich spät nachhause komme, so schlafe ich im kleinen Hinterzimmer — wenn ich nicht dies hier gesehen hätte, und deshalb kam ich herein und fand sie so, wie Sie sehen!“ Dabei deutete er auf die feine, rothe Spur, welche über die Schwelle hinab in den Hausgang hinausführte.

„Jemand muß einen Schutzmann holen!“ rief Desrolles.

„Ich will gehen!“ sagte Chicot. Er war die einzige Person, welche genügend angekleidet war, um das Haus zu verlassen, und ehe jemand widersprechen konnte, war er fort.

Sie warteten eine Viertelsunde vor dem schrecklichen Zimmer, aber kein Polizist erschien, auch Jack Chicot kam nicht zurück.

„Ich glaube, er ist davongegangen!“ rief Desrolles. „Das sieht verdächtig aus!“

„Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß er es gethan hat?“ kreischte die Dame des Hauses. „Ich weiß, daß sie ihm verhaßt geworden ist, ich habe es in seinen Blicken gelesen — und sie hat es mir auch unter Thränen gesagt, das arme Ding, als sie einmal ein paar Gläser mehr, als gut war, getrunken hatte. Und Sie lassen ihn gehen, Sie Feigling!“

„Meine gute Frau Ewitt, Sie werden beleidigend. Ich bin nicht in die Welt gekommen, um vermeintliche Verbrecher festzuhalten, ich bin kein Detektiv.“

„Aber ich bin ruiniert!“ schrie die Dame entsetzt. „Wer wird künftig mein Zimmer mieten, möchte ich wissen?“

Desrolles war in das Vorderzimmer gegangen und stand an dem offenen Fenster, um einen Schutzmann anzuhalten. Endlich kam ein Wächter des Gesetzes gemüthlich die Straße herab, und Desrolles schrie ihm zu: „Kommen Sie herauf, hier ist ein Mord geschehen!“

Der Schutzmann öffnete bedächtig die Thüre und kam mit langsamen, trachtenden Tritten die Treppe herauf.

„Was giebt's?“ fragte er kurz, als er den ersten Stock erreicht hatte und die beiden Frauen erblickte. Frau Ewitt war in einen Gummiregenmantel gehüllt und Frau Rowber in ein altes, gelbes Morgenkleid, beide mit zerzaustem Haar.

Monsieur Desrolles war der Kaltblütigste des Trio's.

Man sagte dem Schutzmann hastig, was geschehen war.

„Ist sie todt?“ fragte er.

„Gehen Sie hinein und sehen Sie nach!“ sagte Frau Ewitt.

„Ich wage nicht, ihr nahe zu kommen.“

Der Schutzmann ging hinein mit der Laterne in der Hand, ein Bild des kältesten Gleichmuths inmitten des Schreckens der Scene. Die Frage, ob sie todt sei, war überflüssig. Das entsetzte Gesicht auf dem Kissen, die erstarrten Augen, welche vor Schrecken weit aufgerissen waren, die klaffende Wunde an dem weißen Halse, aus welcher das Blut in einem dunkelrothen Strom über die weiße Decke herabgelaufen war, bis es eine dunkle Lache vor dem Bett bildete, — das alles sprach mit entsetzlicher Deutlichkeit.

„Sie muß schon seit einer Stunde oder länger todt sein,“ sagte der Schutzmann, indem er die kalte Hand berührte. La Chicot hatte den einen Arm über ihren Kopf geworfen, als ob sie wußte, was kommen werde, und versucht, den Glockenzug an der Wand zu erreichen. Die andere Hand war fest zusammengeballt, wie im Todeskampf.

(Fortf. folgt.)

[6]

Ein Bekenntniß.

Novelle von Eduard Engel.

Der Kanonendonner dröhnte jetzt immer lauter und schien sich zu nähern. Unser Hauptmann und die Offiziere mußten schon schreien, um sich verständlich zu machen. Wir hielten noch neben dem Bahnhof in Compagnie-Kolonnen. Ich stand im ersten Gliede, und der Pulvergeruch drang scharf und stickig herüber. Ab und zu sah ich es wie ein weißgraues Wölkchen blitzgeschwind am Himmel dahinfliegen: das mußte eine Granate oder Bombe gewesen sein. Wölklich war es über unsern Köpfen wie ein Zischen und Pfeifen, ich fühlte einen Druck wie von einem heftigen Wirbelwind, der im Nu kam und ging, und im selben Augenblick hinter mir ein Krachen, als seien zwei Eisenbahnzüge in voller Fahrt aufeinander gestoßen, und gleich darauf gräßliches Geschrei und Gewimmer. Ich wagte mich nicht umzudrehen, ich ahnte, was es sein mochte, aber ich war wie gelähmt. In den Ohren spürte ich ein Säusen und meine Augen verbleichten sich; auch war mir so übel, daß ich umzufinken fürchtete.

Noch immer hielt unsere Compagnie, der Hauptmann zu Fuß vor der Front, der mit einem Feldstecher geradeaus vor sich wachte, auf eine breite, bläuliche niedrige Dampfswelle, die sich uns höchstens auf tausend Schritte entgegenschälte. Hinter der Welle schwall der Kanonendonner immer beständlicher an. Eine breite Fahrstraße, eine von den prächtigen marmorharten Französischen, lief vom Bahnhof zwischen wogenden Weizenfeldern auf jene Dampfswelle zu. Wir hatten die Bajonette aufgeschlunzt und standen Gewehr bei Fuß. Hinter mir im zweiten Gliede Friß Brand — du weißt wohl noch, der Sohn des Bahnaztes, auch einer von uns fünfen im Kriegszugamen. Der kamte selbst in jenem Augenblick sein loses Maul nicht halten und sagte, so laut, daß zwar der Hauptmann es nicht hörte, aber wir alle rundum: „Unser Hauptmann guckt mit dem Oberglas auf den blauen Vorhang da, ob's Ballet nicht bald anfängt.“ — Die andern lachten alle, denn unser Hauptmann war von Stettin her

als ein sehr eifriger Ballspielfreund bekannt. Ich allein konnte nicht lachen und frag mich: „Warum lachst du nicht? Es muß doch komisch genug gewesen sein, daß die andern alle lachen angeht.“ Meine Augen hingen starr an der bläulichen Wand dort vor uns, aus der wir jetzt deutlich Kommandoworte hören konnten, französische. Dann verzog sich die Wolke ein wenig, wir sahen die Bajonette blitzen, die rothen Hosen leuchten und die Sonne auf den Uniformknöpfen flimmern. Hinter ihnen brüllte der Geschützdonner lauter und lauter. Eine Granate flog in flachem Bogen über uns; sie mußte aber unschädlich hinter uns niedergegangen sein, denn wir hörten nur aus ziemlicher Entfernung ein Krachen und Splintern zwischen den Geleisen des Bahnhofes, aber kein Geschrei von Verwundeten. Und nun drehte sich unser Hauptmann ein wenig zur Seite und sagte dem Signal-Trompeter ein Wort. Ich kannte das Signal im Zweivierteltakt: „March! March! — Drauf!“ Die Trommeln schlugen an, aus allen Kehlen ein gellendes Hurrahgeschrei, von drüben ein ähnliches Signal — wir waren im Feuer.

Die Straße war mitflammt den antiochenden Gräben und Feldrainen viel zu schmal für die Entwicklung unserer Compagnie in Schützenlinie. Wir mußten rechts und links in den Weizen ausweichen, der so hoch stand, daß man Mühe hatte, Richtung zu halten und vorwärts zu kommen. Ich war auf der Straße geblieben, im Kern der Compagnie. Vorwärts, Vorwärts! Die Trommeln wirbelten dicht vor mir, daß mir die Ohren weh thaten. Die Straße stieg ein paar Fuß an, einem Erdbüchel zu, von dem die Franzosen aus ihren viel besseren Gewehren und aus einer Mitrailleuse uns mörderlich beschossen. Das war ein unaufhörliches Knallen und Pfeifen, ein Knattern und Säulen und Rischen. — Da hörte ich rechts von mir einen schweren Fall: ohne einen Laut war er umgefallen, der älteste Unteroffizier der Compagnie. Er lag mit dem Gesicht im weißen Staub der sonnigen Straße und rührte sich nicht mehr. Und gleich darauf fiel einer der Trommler mit einem kurzen gellenden Schrei vornüber, gerade auf seine Trommel, und ich hörte, wie sie unter der plötzlichen Wucht des Falles zerplitterte. Immer mehr und mehr fielen, die Einen gleich stochend, die Andern halb umgefallen, sich noch einmal aufrichtend und dann zusammenstürzend. — Und dann auf einmal wieder ein durchdringendes Pfeifen vor uns in der Luft und dicht über meinen Kopf weg nach hinten. Ich drehe mich neugierig um, wohin sie gegangen: da sah ich eine große Muttelacke und einen Drei zerstampften und zerfessener Knochen und Fleischstücken und neben dem Blut im Staub der Straße eine umverehrte, blinkende Brille. Daran erkannte ich Fritz Brand, den die Granate vor dem Aufschlagen mit voller Kraft getroffen. Sonst war von ihm nichts zu erkennen.

Mein Freund war vom Stuhl aufgesprungen und hatte sich in die Fensterrische gestellt. „Und da packte es mich“, fuhr er fort, aber mit so leiser Stimme, daß ich mich langsam erhob und ihm nachging, um ihn zu hören. — „Es hilft nichts, große Worte daran zu verlieren und zu sagen, wo mir zumuthe war oder was mein Körper empfand. Niederträchtige Feigheit war es, Fahnenflucht, alles, was die Kriegsarztel mit Tod oder Schande bedrohen!“

„Du warst krank“, sagte ich ihm, „ich kenne das.“

„Ja wohl krank“, spottete er, „ich weiß aber, wie man diese Krankheit in den Kriegsarzteln nennt. — Woher weißt du das genommen, was weiß ich? Aber es muß doch wohl auf dem heimlichsten Grunde meines Herzens auf der Lauer gelegen haben, um mich nun, in diesem höchsten Augenblick zu überfallen, mir aufzuhoden wie ein teuflisches Nachtgepenst und mir die Ehre aus dem Herzen und das Blut aus den Adern zu trinken.“

Denn so fühlte ich es: als rinne durch meine Adern nicht warmes Blut, sondern trübes, fauliges, kühles Wasser. Meine Hände waren eiskalt, die Haare klebten mir klamm um den Kopf, und ein Frostzittern schüttelte mich vom Scheitel bis zu den Zehen. Ich fürchtete mich nicht vor dem Sterben. — Nein, tausendmal nein! Ich sehnte mich danach, todt zu sein, ganz todt. Und dazu der Gedanke: nur todt oder in die Erde hinein, tief hinein, daß ich dieses Heulen und Pfeifen und Krachen und

Schreien nicht mehr hörte! Es machte mich mühsend, daß der gräßliche Lärm immer noch fortbauerte. Ich hätte schreien mögen: hört doch auf, ich kann es nicht mehr ertragen! Aber die Zunge klebte mir ausgetrocknet am Gaumen, dazu schlagen meine Zähne aufeinander. Nicht um mein Leben zu retten, hätte ich einen Ton herausbringen können.

Um mir vorüber stürmten rechts und links meine Kameraden, das Gewehr lose in der Hand, mit erhitzten Gesichtern. Und sie alle konnten schreien: Hurrah! Hurrah! und vorwärts! — und sie alle waren tapfer, und ich allein war der feige Auswürfling in dieser Heldenschaar, der gelähmt da stand und kaum atmen konnte. Und ich blieb leben, während vor mir und überall um mich der rasche Tod mit scharfer Sense sichelte, und das Geheul der Sterbenden und Verwundeten in die warmen, goldenen Abendlüfte stieg. Ich stand da, ganz still; mechanisch hob ich Fuß um Fuß wie auf dem Exerzierplatze; nur laufen konnte ich nicht. Es war mir, wie es einem oft im Traume ist, wo man gern laufen möchte, aber man kann kaum im Schritt gehen. Ich sah nicht, wohin ich trat, ob in den Staub der Straße oder auf einen zuckenden Körper, bis ich plötzlich eine feuchte Wärme an meinen rechten Fuß durch den niedrigen Stiefel von oben hereinbringen fühlte. Ich war in ein von einer Granate aufgewühltes Loch in der Straße getreten, das sich mit Blut gefüllt hatte. Der Blutgeruch stieg mir in die Nase; ich ward wie toll vor Abscheu und Grauen, und ohne zu wissen, was ich that, rannte ich jetzt mit plötzlich beflügelten Füßen vorwärts.

„Ja, jetzt wollte ich ihnen auf einmal nach, in deren Reihen ich gestanden, aber wo waren sie? Die wenigen Minuten, die ich wie ohnmächtig dagestanden, hatten genügt, um zwischen sie und mich mehrere hundert Schritte zu legen, und ich sah sie nicht mehr, denn dicht vor mir, über die Straße her wälzte sich der undurchdringliche Pulverdampf. Ich sprang jubend von der Straße links zur Seite, mit einem wilden Satz über den breiten, trockenen Graben, von wo das Weizenfeld langsam aufstieg. Von dort mußte ich sie sehen und konnte ihnen folgen. Mit meinen letzten Kräften rannte ich die sanfte Anhöhe hinauf durch die dichten Salme, immer weiter hinweg von der Straße dort dem einlamen Baume zu, der mitten zwischen dem reifen Weizen auf dem Gipfel der Erdwelle sich weithin sichtbar erhob. Aber dort war es mit mir zu Ende: wie ein schwerer Saft fiel ich zu Boden und blieb liegen.“

Ich weiß nicht, wie lange. Ich war betäubt, zermalmt. Mein Kopf, vorhin mit kaltem Schweiß bedeckt, glühte jetzt, meine Schläfe hämmerten, meine Hände brannten bis unter den Fingerringeln. Wie durch einen dicken Nebel vor meinem Ohr hörte ich fernab die Schlacht ihren donnernden Gang weiter gehen, indessen die Sonne fast den Horizont berührte. Erst Tage nachher habe ich erfahren, daß man sie die Schlacht bei Gravelotte nannte, und daß wir Pommeren die letzte siegreiche Entscheidung gebracht. Ich war noch so betäubt, so wenig Herr meiner Gedanken, daß ich das Auf und Nieder des Kampfes verfolgte, als sei er eine mich persönlich gar nicht kümmernde, wenn auch recht merkwürdige Begebenheit. Mich selbst, und was ich in der Welt sollte, hatte ich ganz vergessen. Es war mir, wie wenn ich aus einer tiefen Ohnmacht oder einem schweren Traum erwachte und mich auf meine eigene Persönlichkeit nicht besinnen konnte.

Schmetterlinge flogen zu meinen Häupten über die im stillen Abendhauk nickernden vollen gelben Aehren. Ein glänzender, blau geflügelter Käfer kroch an meinem rechten Stiefel empor über das halb geronnene Menschenblut hinweg mit langsamem, immer wieder festklebenden Schritten. Dann wunderte ich mich tiefsinnig, daß es auch hier bunte Raben und blaue Kornblumen gäbe, ganz wie zuhause. Da hörte ich in der Ferne die Erde dröhnen unter den Hufen tausender auf einmal wildansprengender Rosse; aber hier unter dem Apfelbaum regte sich kein Halmchen stärker davon, und der Käfer ward dessen nicht gewahr. Meine graue Spinnen krochen pfelgeschwind zwischen den Salmen hin und her, oder schwebten an den feinen Sommerfäden wie an kaum sichtbaren Brücken zwischen den Aehren. Seit jenem Tage erschrecke ich, so oft ich diese schimmernden Fäden fliegen sehe.

(Fortf. folgt.)

Bunte Zeitung.

* **Die Nase.** Die Nase, die man das Charakterschild des Antlitzes genannt hat, wurde schon von Linné und Lavater als Auszeichnung des Menschen gewürdigt. Bei den Affen, aber auch bei den Kindern fehlt die Erhebung des Nasenrückens. Weil die Athmung mit dem Wachsthum des Körpers kräftiger wird, erhebt sich die kindliche Nase, in derselben Weise wie beim Knaben die Stimmrinne länger wird, um dem größeren Athembedürfnis zu dienen. Napoleon I. soll zu seinen Generalen gern diejenigen ausgewählt haben, welche Adermalen hatten, weil er ihnen mehr Muth und Entschlossenheit zutraute. Darwin wurde beinahe von der Theilnahme an der Reise des „Beagle“ zurückgewiesen, weil dem Kapitän Fitzroy die Nase des jungen Naturforschers nicht genug Energie zu verrathen schien. Muskelkräftige Menschen haben

häufiger getrümmte Nasen als Schwächlinge. Die Kultur hat auf die Nase Einfluß, indem sie den Rücken derselben erhebt und den Einschnitt an der Nasenwurzel fast verschwinden läßt. Auch dem Klima darf man wohl einen Einfluß auf die Nasenbildung zuschreiben. Häufige Schwellungen der Nasenschleimhaut in kalten und feuchten Gegenden bedingen vielleicht in Holland und England die Häufigkeit großer Nasen, mit denen auf ägyptischen Wandgemälden auch nordische Völker ausgestattet sind. Wie wir die Beweglichkeit der Ohren, die beim Vierde alle Seelenstimmungen verrathen, verloren haben, so besitzen wir auch nicht die Beweglichkeit der Nase, die der Hund beim Schnüffeln und Wittern zeigt, aber wir sagen doch: er geht mit langer Nase fort, er rümpft die Nase. Von einem Stumpfnäschen sagt man, daß es vorwitzig sei, vielleicht weil die Nieslöcher, wie beim Kinde, ein wenig mehr nach vorn gerichtet sind. Menschen mit langer,

Wlger Nase hält man für sinnlich, auch die, welche an Wohlgerüchen ein besonderes Vergnügen finden.

* **Ueber die Todesart der angesehensten Mitglieder der Familie Bonaparte** berichtet der „Gaulois“: Napoleon I. starb 1821 am Magenkrebs auf dem Felsen St. Helena. Sein Sohn, der Herzog von Reichstadt, erlag in Schönbrunn am 22. Juli 1832 einem Brustleiden. Lucian Bonaparte verschied 1840 zu Wiesbaden an einem Magenkrebs. Elisa Bonaparte, die Semiramis von Lucca, starb an einem Nervenleiden im 43. Lebensjahre. Karoline Murat, geb. Bonaparte, wurde vom Magenkrebs weggerafft, gleich ihrem Vater und ihrem Onkel, dem Kardinal Fesch. Der Vater von Napoleon III., Louis Napoleon, starb am Schlagfluß. Die schöne Fürstin Vorghese, geb. Pauline Bonaparte, schied 1825 aus dem Leben, an einer Abzehrung leidend. Napoleon III. erlag 1873 in Chislehurst einem Steinleiden, der arme kaiserliche Prinz endlich kam im Kapland wieder ums Leben.

* **Eine interessante Erinnerung**, die heute besonders bedeutsam klingt, spricht die „N. Fr. Pr.“ auf. Sie schreibt: Schon vor vierundzwanzig Jahren, als Windthorst in Norddeutschen Reichstage noch taufend nach der Stelle suchte, an welcher er bis zu seinem Tode seinen Beruf erfüllen sollte, sagte Georg v. Vincke, der altliberale Heißhörn: „Die drei geschicktesten Leute im Parlament sind annekstirte Hannoveraner. Der eine ist Dennigsen, der ist sehr geschick; der zweite ist Wignol, der ist noch geschickter; der dritte aber ist Windthorst, und der ist geschickter, als die beiden anderen zusammen.“

* **Geistesgegenwart**. Der wohlbekannte Komiker Franz Tewele in Wien feierte dieser Tage das Jubiläum seiner fünf- undzwanzigjährigen künstlerischen Wirksamkeit an der Donaustadt. Bei dieser Gelegenheit erzählt die „Presse“ folgende Geschichte von seinem ersten „Theater-Extempore“. Vater Tewele bestimmte Franz für die militärische Laufbahn und verschaffte ihm eine Stelle in einer Genie-Schul-Kompagnie in Krems, einer nun bereits seit Jahren aufgehobenen Anstalt. Doch hier entwickelte sich der unwillkürliche Hang des jungen Mannes zur Bühne weiter und brach unaufhaltsam hervor. Die Zöglinge veranstalteten theilweise nächtliche Dilettanten-Komödien, deren eine aber bald ein übles Ende genommen hätte. Der Inspektions-Offizier machte nämlich die Kunde und kam gerade in den Schlafsaal, als Tewele und ein gleichgesinnter Jüngling, in Leintücher als römische Zogen gerückt, das Fächelmesser als römisches Schwert in der Hand, irgend ein Trauerspiel wiedergaben. Der eine der jugendlichen Uebertreter aller Disziplinvorschriften konnte noch rechtzeitig unter die schützende Decke kriechen. Franz war jedoch weniger glücklich und stand mit verdunkeltem Gesichte, den Fächer auf dem Kopfe, das Fächelmesser in der Hand, das Leintuch umgehängt, vor dem Offizier, welcher strengen Tones fragte: „Was ist das für eine Maschade?“ Doch schnell gefaßt in dieser bedenklichen Lage antwortete der Zögling: „Weide gehoriamt, Herr Lieutenant, daß ich mündlich bin.“ Der Lieutenant sah ihn zuerst stübend an, dann durchschaute er die Situation, lachte laut auf und sagte weiter: „Legen Sie sich schlafen! Ich glaube überhaupt, Sie haben mehr Talent zum Komödianten als zu einem berühmten Feldherrn!“

* **Eine drollige Szene aus Witt's Leben** hat einer seiner Sekretäre — so lesen wir in englischen Blättern — der Nachwelt überliefert. Witt war heftig vom Podagra geplagt und lag in ungeheizter Stube — so hatte es sein Arzt vorgeschrieben — im Bett, als der Herzog von Newcastle zum Besuch erschien. Der Herzog war sehr frohlig und hüllte sich, da die Unterhaltung sich in die Länge zog, in seinen Mantel. Da ihm dies nicht viel half, legte er sich, wie das bei den breiten Betten der Engländer leicht möglich, zu Witt ins Bett, um sich zu wärmen. Beide Minister lagen nun neben einander in den Federn und zankten sich herabhaft über das Auslaufen der Flotte, ohne sich durch das Eintreten des besagten Sekretärs, der Dopeichen überbrachte, irgendwie stören zu lassen.

* **Das Fest des Haarschneidens**. Welch' eine zeitraubende Prozedur das Haarschneiden in Siam ist, geht aus dem Programm hervor, das dem Afrikanischen Lloyd zufolge bei der Ceremonie beobachtet wurde, bei der der etwa dreizehnjährige Kronprinz dieses glücklichen Landes seine Haare lassen mußte. Die ganze Feierlichkeit umfaßte sechs Tage, und zwar fand am 19. Jan. des Morgens das Anzünden der heiligen Wachskerzen, des Nachmittags große Prozession, am 20. und 21. Jan. des Nachmittags große Prozessionen statt, am 22. Jan. des Morgens endlich das Abschneiden des Haars. Des Nachmittags wieder große Prozession, am 23. Jan. feierlicher Gottesdienst und schließlich am 25. Jan. des Morgens — die Haarlocken werden dem Fluße übergeben.

* **Die größte religiöse Kundgebung**, welche je in Indien stattgefunden hat, ist am letzten Sonntag vor dem Kligahaat-Schrein in Kalkutta als Protest gegen eine Eheverbot-Gesetzesvorlage abgehalten worden. Ueber 290,000 Hindu's nahmen an ihr theil. Rajahs, Zemindars, Kaufleute, Advokaten,

Professoren, Doktoren und Studenten waren zugegen, während die Hindufrauen fasteten. 300 Brahmanen leiteten den Gottesdienst und sangen die Vedas. 10,000 Domsas wurden für den Schutz der Religion gebetet, Tausende sangen die Hymnen, schredliches Geschrei erfüllte die Luft — das ganze Volk schien wahnsinnig zu sein. Viele der Anwesenden fielen in Zuckungen und hatten Schaum vor dem Munde. Ein Hindu wollte sein Leben als Opfer darbringen, wurde jedoch von seinem Vorhaben abgehalten.

* **Schlußwort**. In einem Bittschreiben heißt es zum Schluß: „So senden Sie mir denn, hochverehrter Herr, die abgelegte Hölle und dieselbe wird im Himmel in die Ehrenkrone Ihrer guten Thaten geflochten werden.“

Wissenschaft. Kunst. Literatur.

b. Berlin, 19. März. Das „Berliner Theater“ hat es fertig gebracht, eine der tiefstimmigsten und ergreifendsten Dichtungen Shakespeares, seinen „König Richard II.“ urtheilslosen Zuschauern als eine langweilige Historie erscheinen zu lassen. Es war eine der unerfreulichsten Vorstellungen, die wir seit geraumer Zeit auf einer hauptstädtischen Bühne gesehen haben. Hoffentlich nimmt sich bald ein anderes Theater, das außer Dekorationen auch Menschen darstellt, der tief menschlichen Tragödie vom weltfremden Romantiker auf dem Königsstrome an. In der Einrichtung Franz Dingelstedts wird das Drama jeder vornehm geleiteten Bühne einen sicheren und edlen Erfolg eintragen. Der gestrigen verunglückten Vorstellung im „Berliner Theater“, die selbst die bezahlten Kritiker zu ermüden schien, war hoher Besuch geworden: Kaiser und Kaiserin sowie das Erprinzipal Meiningensche Paar waren erschienen und harreten tapfer aus. — Im „Bürgerlichen Schauspielhaus“ hat man's nach den Franzosen einmal mit einem Engländer versucht. Man spielt dort jetzt den dreitaufigen Schwan „Unsere Jungen“ (our boys) von S. J. Byron, eine frivole Komödie, die vor Jahren etwa 1500 Abende hinter einander in London gegeben wurde. Ganz so lange wird die Geschichte hier nicht dauern, aber vielleicht trifft man die richtige Zahl der bevorstehenden Aufführungen, wenn man die beiden Nullen weg läßt.

* * Leipzig, 18. März. Die bestens bekannte Konzert- und Bühnenängerin Fräulein Clara Wolcher, welche sich eben von einer schweren Krankheit glücklich wieder erholt hat, erhielt vor wenig Tagen von dem Herzog von Altenburg ein kostbares Geschenk, eine Broche, welche den Namenszug der Herzogin darstellt. In dem außerordentlich liebenswürdigen Begleitschreiben wird betont, daß diese Auszeichnung eine Anerkennung für die künstlerische Mitwirkung der Dame in dem im Januar stattgehabten Hofkonzert ist.

— In Angora (Kleinasiens) ist eine der Peulenpest bedenklich ähnliche Epidemie aufgetreten. Der „Voss. Ztg.“ wird darüber aus Konstantinopel berichtet: Aus zuverlässiger ärztlicher Quelle erhalte ich soeben die Nachricht, daß in der Umgegend von Angora und in dieser Stadt selbst vor etwa einer Woche eine furchtbare, pestartige Krankheit epidemisch aufgetreten ist. Unter den beim Bahnbau beschäftigten Arbeitern soll dieselbe ihren Ursprung genommen und im Verlaufe von einer Woche — nach einer anderen Mittheilung sogar im Laufe eines einzigen Tages — 180 Menschenleben gefordert haben. Die Arbeiter verließen ihre Baracken in wilder Flucht, und auch die Stadtbewohner packen ihre Habseligkeiten eiligst zusammen, um gleich den vorigen nach allen Richtungen der Windrose auseinanderzulaufen. Die Krankheit tritt plötzlich ein, indem sich gewisse Körperstellen, besonders jene, wo sich größere Drüsen befinden, mit Beulen bedecken, welche nach einer Anzahl von Stunden plagen. Eine Heilung ist bisher noch nicht gelungen, vielmehr sind alle davon Betroffenen binnen 24 Stunden unfehlbar der schredlichen Krankheit erlegen.

F. Die weltgeschichtlichen Kämpfe des Alterthums nebst geographischen und kulturgeschichtlichen Bildern von Prof. Dr. Friedrich Körner. Gotha, Perthes, 1890. Wir möchten das Buch unseren Knaben als eine prächtige Gabe wünschen, damit sie auf dem Wege des Selbstunterrichts die Geschichte der alten Zeit kennen und lieben lernen. Der Verfaßer, dessen Name einen guten Klang auf dem Gebiet der Jugendliteratur hat, besitzt die Gabe feinsinniger, anschaulicher Darstellung in hohem Maße und hat die großen Kampfszeiten des Alterthums: die Kämpfe zwischen Griechen und Persern, Römern und Kartagenern, der Macedonier unter Alexander und der Persier, mit kundiger Hand, auf Grund bewährter, wissenschaftlicher Arbeiten gezeichnet. Auch die neun geographischen und kulturgeschichtlichen Bilder, welche als Anhang beigegeben sind, und die wir lieber bei den betreffenden Arbeiten eingefügt gesehen hätten, z. B. über die Bauwerke Egyptens, Nive, Babylonien, Heliopolis sind lehrreich und fählich gezeichnet. Druck und Ausstattung des zu Gesichtes und Schulprämien sehr geeigneten Buches sind vortrefflich.